



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 147.

Dienstag, 26. Juni.

1928.

(3. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

„Die Zwillinge sind noch so jung, Wilhelm! Wer kann in diesen merkwürdigen Zeiten sagen, wie es in fünf Jahren oder vielleicht noch später bei uns aussehen wird!“

„Hast wieder einmal recht, Mutterchen, das kann kein Mensch. Aber wie alt war denn der Vater, als er dich freite? Siebenundzwanzig!“

Ein Lächeln glitt über den Mund der alten Frau. „Für alles kann ein Mensch Vorsorge treffen. Kommt die Stunde, werden wir sehen, was zu tun ist! Es ist ja so traurig, daß jetzt im Vaterlande niemand sparen kann! Euer guter Vater meinte aber, lange könne es so nicht mehr weitergehen!“

„Vorläufig geht es aber munter so weiter! Wir haben erst Rußland ausgelacht, dann Oesterreich, jetzt lacht man Deutschland aus — und kein Retter zeigt sich unserem Lande!“

„Wenn die Not am größten...“
„Meine liebe, bibelfeste Mutter! Gott gebe, dein Glauben braucht nicht zerschanden zu werden! Ich hab' meine Hoffnungen sehr gedämpft. Und der Vater würde es auch getan haben, sähe er jetzt die Wirklichkeit. Die armen Leute, die sich heute Brot und Fett kaufen müssen, von anderen Dingen schon gar nicht zu reden!“
„Und die, die die Not ausnützen, die wird Gott strafen!“

„Aber vorläufig haben die es recht erträglich! Wir Landwirte können selbst, wenn wir es wollen, uns nicht die richtige Vorstellung machen! Dazu der tolle Winter!“

„Mit Skorpionen werden wir gequält! Wir haben es verdient! Einfuhr tut not! In allen Ständen! Wir sind allzumal Sünder!“

„Sind wir, und bleiben wir, frommes Mutterchen. Auch in unserem Stande, der noch am häufigsten in die Kirche geht, gibt es ganz arge! Wir Leutings werden nie zu ihnen gehören, und das danken wir dir!... Aber gerade von deinem Standpunkt wirst du zu der Gewißheit kommen, der Gedanke, der mir vor einigen Tagen durch den Kopf zuackte, wird ein Hinweis von oben sein!“

Die zitternden Hände faltete die alte Frau. Sah lange vor sich hin. Hob dann den Kopf, blickte ihrem ältesten Sohn mit ihren klaren, blauen Augen fest ins Gesicht und sagte:

„Ich werde mit Kurt und Ernst darüber sprechen, wenn ich im Frühjahr zu ihnen fahre. Sie haben sich immer ausgezeichnet vertragen. Werden auch über diese Schwierigkeit, wenn sie sich einstellen sollte, glatt hinwegkommen!“

„Hoffentlich hast du recht, liebes Mutterchen! Mach dir den Kopf mit diesen Gedanken nicht schwer!“

„Und wenn es so wäre, hättest du doch nur deine Pflicht getan, mein Sohn!“

V

Elvira Wernstedt herrschte wie eine Königin. Die Zwillinge nannte sie ihre „Kammerherren.“ Kam der Arzt, blieb er oft über eine Stunde. Man trank zu

vieren bei ihr Kaffee. Und nicht nur den, es wurde auch tüchtig gelacht... Waren die Brüder aber allein, brachten sie die Zähne nur schwer auseinander. Und ging einer durch die Ställe, hatte er es eilig, wieder ins Haus zu kommen. Damit der andere nicht die Gelegenheit nutzte, falls die Hamburgerin ihren Besuch erbat. Die Einladung überbrachte die Jose immer mit einigen nettischen Worten. Sie hatte ein faules Leben hier. Der Mamsell war anbefohlen worden, sie genau so gut zu verpflegen wie ihre Herrin. Und wie es sich bald herausstellte, brauchte man um ihr Herz nicht besorgt zu sein, das lag bei dem Fenster gut vor Anker, der hier tüchtig Speck ansetzte. Er war ein paar Tage in Hamburg gewesen, hatte den Wagen durchreparieren lassen und Besorgungen gemacht. Zigarren, Wein und Schlemmereien brachte er mit. Vira Wernstedt hatte ihm einen großen Zettel ausgehändigt und genau angegeben, wo dieses und jenes gekauft werden sollte — mit einem Scheck auf ihre Bank. Als sie den Zwillingen gesagt, daß sie ihre Gastfreundschaft nicht ohne Entgelt annehmen könne, hatten die entsezt aufbegehrt. Was die gnädige Frau denn denke, es hinge vor ihrer Tür kein Wirtshauschild und sie seien, besonders in diesen für viele sehr schweren Zeitläuften, in der glücklichen Lage, keinerlei Not zu leiden. Und um jegliche Bedenken ganz von der gnädigen Frau zu nehmen, hatte Ernst gelacht und übermütig gesagt:

„Wir sind schon ein paarmal in Hamburg gewesen und kommen ganz bestimmt wieder hin! Wir sind dann so grausame Sünder und fallen bei Ihnen ein, falls Sie nicht gerade zufällig durch die Welt sausen sollten!“

„Tun wir, hoch und heilig versprechen wir es.“ hatte Kurt beteuert und noch dazu die Hand aufs Herz gelegt zur Bekräftigung. „Geschenkt wird Ihnen nichts!“

Und dann hatten die drei laut gelacht.

„Das Geschäft ist also zur gegenseitigen Befriedigung erledigt,“ meinte Vira Wernstedt und tat dabei, als handle es sich um eine Staatsaktion.

Wenn es galt, gute Zigarren zu rauchen und einen anständigen Grog zu trinken, waren die Zwillinge keine Unmenschen. Die Feste mußte man feiern, wie sie fielen. Besonders in dieser stillen Zeit...

In der Nacht warfen sich die Brüder in ihren nebeneinander stehenden Betten von einer Seite auf die andere. Der Wind war umgesprungen, kam endlich von Süden. Von den Dächern tropfte es unaufhörlich, die Gräben standen schnell in dem flachen Lande voller Wasser, verschlammten, die am Bache gelegenen Wiesen verwandelten sich in einen See. Der Frühling meldete sich an. Auch bei den Menschen. Das Blut pulste rascher zum Herzen, hart schlug es in der Brust dieser kerngesunden jungen Männer. Aber ihre Augen wurden nicht blank, die Stirn nicht glatt. Sie sahen mit zusammengekniffenen Lippen vor sich hin, falteten auf der Stirn. Fuhren in die hohen Stiefel, redeten nur das Allernotwendigste miteinander. Standen an den Gräben, arbeiteten mit ihren Leuten, Abfluß mußte geschafft werden, sonst ersäufte die Winterflut unter dem Wasser. Und kamen heim, schmutzig von den Füßen

bis zur Nütze, Dickspritzer im Gesicht. Und draußen schielten sie nacheinander, damit ja nicht einer früher nach Hause ging als der andere . . .

Das waren langweilige Tage für Vira Wernstedt. Ihre „Kammerherren“ ließen sich nur abends sehen. Sie war auch gar kein geduldiges Menschenkind, bekam Launen.

„Kann ich denn nun nicht endlich aufstehen, Herr Doktor! Mir tun vom Liegen ja alle Knochen weh!“

Auch leise Vorwürfe gingen nicht durch sein dickes Fell. Er schmunzelte und fuhr sich mit der Hand über seinen langen Vollbart.

„Bald, meine Gnädigste, werden wir die ersten Gehversuche machen können! Die Heilung verläuft vollkommen normal! Auch der berühmteste Professor hätte in diesem Falle nichts anderes zu tun vermocht als ich! Ja, das ist ein Wetter! Es wird Frühling in deutschen Landen. Politisch anscheinend ein recht betrüblicher, aber was fragt die Natur danach? Der Mensch ist nun einmal ein ungeduldiges Wesen. Der spürt den Frühling schon in den Knochen, wenn er noch gar nicht da ist! Uebrigens geht es Pflanzen und Tieren nicht anders — der Saft fängt an zu steigen! 'ne wunderbare, aber in jungen Jahren sehr schöne Einrichtung! Für alte Leute pflegt diese Jahreszeit die gefährlichste zu sein, in der sterben sie am leichtesten!“

„Das ist sehr interessant! Aber damit ist mir nicht geholfen!“

„Machen Sie doch so kein grausames Gesicht! Das steht Ihnen gar nicht! In vier Wochen prangt die Altmark in Leuzgrün und weißen Blüten! Das geht nun verteuflert rasch, — wenn kein Rückschlag erfolgt!“

Mit der Hand schlug Vira Wernstedt durch die Luft, wurde sehr unwillig.

„Glauben Sie, daß ich's vier Wochen noch in dieser Einsamkeit aushalte?“

Der Arzt nickte.

„Wenn Sie verständig sind, werden Sie's tun! Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht für Sie! Hätten Sie die in Hamburg? Da kommen die guten Freundinnen, die Schwerenöter und erzählen Ihnen, wo überall etwas los ist, Sie schienen sich dann nicht! Endergebnis: Ihr Beinchen macht Ihnen noch wer weiß wie lange zu schaffen, vielleicht Ihr ganzes Leben! Weil Sie natürlich dann und wann wenigstens eine kleine Haß unbedingt mitmachen müssen! Das ist wirklich nichts für Ihre feinen Knöchelchen!“

Die Nerven zuckten auf der Stirn der jungen Frau. Jede Post brachte Briefe aus Hamburg. Und fast jeder enthielt leicht verhüllte Bosheiten oder offene Vorwürfe. Sie hatte sich den Verlauf dieser Zeit ganz anders vorgestellt. Keine ihrer Freundinnen verspürte Lust, einmal hier her zu kommen. In Hamburg war ja immer etwas los. Selbst Bemerkungen über ihre beiden „Kammerherren“ vermochte die Neugier nicht zu erwecken. Dafür standen Andeutungen in den Briefen, Andeutungen, die sie vielleicht auch geschrieben, wenn eine ihrer Freundinnen sich nicht aus diesem Bauernhause mit den beiden „Kammerherren“ fortgefunden hätte. Und ihr Bruder, er war älter als sie, Großkaufmann, drohte, sie einfach von hier wegzuholen. Dann ging das Gerede natürlich in Hamburg erst recht los. Und mit ihrem Bruder war nicht zu spaßen. Der war ganz anders geartet als sie. Bei ihr war das Blut ihrer Großmutter, einer Mexikanerin, wieder durchgeschlagen. Er aber, mit seinen stahlblauen, harten Augen, dem schmalen Mund, dem vorspringenden, edigen Kinn, war ein echter Hanseat, der sich auch durch die widrigsten Umstände nicht unterkriegen ließ. Einer, wie ihn Deutschland brauchte, wollte es wieder hochkommen. Vor dem sie Angst hatte. Der sie mit fester Hand anpackte, wollte ihr Verstand einmal wieder mit ihr durchgehen. Sie hatte ihn sofort zu beruhigen versucht, aber der Glaube an ihre Worte war bei ihm nicht groß, das wußte sie.

Der Arzt hatte sie mit zusammengekniffenen Lippen angesehen, während diese Gedanken durch Vira Wernstedts Kopf zuckten. Er machte sich ungefähr den richtigen Reim. Streckte einen Fühler aus.

„Die jungen Herren haben jetzt viel zu tun — dann aber kommt eine faule Zeit, bis sich die Wasser verlaufen haben!“

Da leckte sich die junge Frau wieder einmal mit ihrem spitzen Züngelchen die Lippen.

„Ich fürchte, Herr Doktor, sie könnten sich in mich verlieben!“

Hellauf lachte der Doktor.

„Ist ja schon längst geschehen! Das müssen Sie doch gemerkt haben!“

Vira Wernstedt stellte sich dumm.

„Aber nein! . . . Ja, da muß ich schleunigst fort von hier! Sonst lohnte ich doch mit Undant ihre Gastfreundschaft!“

Der Doktor nahm die Worte nicht ernst, tat aber, als ob es der Fall wäre. Machte große Augen, eine beruhigende Handbewegung.

„Versetzen Sie sich doch in die Lage dieser beiden jungen Herren und Sie werden ihre Verliebtheit begreiflich finden! Da schneit zwei Junggesellen in der ersten Blüte der Mannesjahre eine so elegante, charmanten Dame ins Haus! . . . Bitte, warum begehren Sie auf? Das sagt Ihnen doch jeder Spiegel! . . . Hilfslos obendrein! . . . Rührend für jedermann, wenn er Sie so hübsch duftig in Ihrem Bettchen liegen sieht. Solche Aufmachung, solche Weltgewandtheit ist den jungen Leutings bisher unbekannt gewesen. Arbeit gibt's für die in dieser Jahreszeit sehr wenig. Die Gedanken haben also vollauf Gelegenheit, spazieren zu gehen! . . . Ja, du lieber Gott, da soll so taufrischen Riesenterlen das Blut nicht schneller durch die Ader jagen? Da wären sie Tranlampen! . . . Und wenn Sie sich in ein paar Wochen verabschiedet haben, die Frühjahrsbestellung beginnt, so gibt es vierzehn Tage ab und zu noch schwere Seufzer — und dann ist die Kristis überwunden! Also machen Sie sich Ihr Köpfchen um Himelswillen nicht schwer!“

Nein, das tat Vira Wernstedt nicht. Sie lachte.

„Sie sind ja ein abgründig tiefer Menschenkenner!“

„I wo, solche Halunken sind alle gesunde Männer in diesen Lebensjahren! Einer, der dann noch hinter Ihnen herrennt, ist ein schlapper Kerl!“

„Herr Doktor, jetzt werden Sie unhöflich!“

„Liegt mir vollkommen fern — wirklich! So ist der Lauf der Welt! Ich wollte Ihnen nur Ihre Bedenken nehmen! Lassen Sie sich, bitte, meine Worte gründlich durch den Kopf gehen, und Sie werden mir — vielleicht erst später — zugeben müssen, daß ich recht habe! Und nun darf ich mich wohl empfehlen, gnädige Frau! Die Heilung Ihres Beinchens verläuft wirklich ganz normal!“

Vira Wernstedt verschränkte, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie nachdachte, die Hände unter dem Kopf. Dieser Landdokter war doch ein ganz gescheiter Kerl! . . . Und da schadete es wohl nichts, sie verdrehte ihren „Kammerherren“ gründlich das bißchen Menschenverstand, sonst war es ja hier vor Langeweile nicht mehr auszuhalten. Und dem Bruder zeigte sie die Zähne, falls es dem einfallen sollte, hierher zu kommen, um sie zu holen! (Fortf. folgt.)

Im Lande der feuerspeienden Berge und Perlen-Seen.

Von Karl Ernst Meincke.

Hawaii, im April.

Gleich einem Häuflein Rußschafen — von Astens Gestaden in die Fluten geschleudert — lagern auf den unübersehbaren Flächen des Stillen Ozeans die Polynesischen, Melanesischen und Hawaii-Inseln. Hawaii, die größte Insel des Archipels ist ein geschichtlich nicht uninteressanter Punkt, denn hier wurde — anno 1779 — der berühmte Entdecker der Inseln, der englische Seefahrer James Cook, nach einem buntbeweateten und abenteuerlichen Leben von den Eingeborenen erschlagen. Im Jahre 1778 stieß Cook auf die kleinste der Hawaii-Inseln, Oahu. Er wurde von den Insulanern, die in ihm einen Heiligen und zwar — ihren Gott Lono erblickten, kniefällig empfangen und von den

Priestern feierlich in den Tempel geleitet, wo Cook, der sich in seine Rolle gut hereinfand, die aufgestellten Götzen begrüßte und sie „brüderlich“ umarmte. Seine „Gottesherrlichkeit“ dauerte jedoch nur knapp ein Jahr; während der Aufführung eines Kriegstanzes auf Hawaii wurde der Pseudogott durch das Messer eines Eingeborenen versehentlich verletzt. Cook schrie vor Schmerz auf und damit war auch sein Schicksal besiegelt. Die Eingeborenen erkannten, daß sie getäuscht worden waren, drangen auf Cook ein und erschlugen ihn.

Auf Hawaii beginnend, zieht sich von Osten nach Westen über die ganze Inselgruppe eine Reihe feuerstehender Berge hin, die bei klarem Wetter auf weite Entfernung deutlich zu sehen sind. Hawaii selbst hat mehrere schlagerundete riesenhafte Vulkankegel, von denen einer, der Kilauea, der größte Krater der Welt, über 4000 Meter hoch ist und zu dessen Umwanderung mehrere Stunden anstrengenden Marsches notwendig sind. Im Kessel dieses Kraters, dessen Wände 100—150 Meter breit sind, befinden sich gegenwärtig noch Massen glühenden geschmolzenen Gesteins, die auf die unmittelbare Verbindung mit dem Erdinnern hinweisen. In früheren Zeiten hielten die Eingeborenen den Berg für den Sitz der furchtbaren Feuergöttin Pele und brachten ihr zahlreiche Opfer an Blumen und Früchten dar.

Auf den westlichen Inseln gibt es allerdings keine tätigen Vulkane mehr, aber die Spuren früherer Krater sind überall noch deutlich zu erkennen. Die zu fruchtbarer Erde verwandelte Lava ermöglicht die Betreibung einer überaus erträglichen Landwirtschaft. Nicht nur sämtliche Produkte der tropischen Zone, sondern auch Kartoffeln, Weizen und Wein sind hier mit gutem Erfolge angebaut worden. Darwin nahm an, daß alle diese Inseln im Stillen Ozean den Rest eines früheren Kontinents darstellen, der durch gewaltige Eruptionen in die Meerestiefe versunken sei.

Die Hawaii-Inseln sind völlig kultiviert. Bis zum Jahre 1874 regierten hier fünf Könige aus dem Geschlecht Kamehameha I., der, lediglich Häuptling einer kleinen Insel, sich in blutigen Kämpfen nach und nach die ganze Gruppe unterwarf. Später kamen englische Missionare ins Land, bekehrten die Eingeborenen zum Christentum und „zivilisierten“ das Land. Der König hielt sich von nun an einen Hofstaat nach europäischem Muster, gründete eine kleine, aber gut ausgerüstete Armee und versah seine Hauptstadt Oahu (heut Honolulu) mit geschulter Polizei und anderen modernen Errungenschaften der Zivilisation. Die letzte Königin war Kikioalani (Kike des Himmels), die 1892 infolge einer Revolution ihren Thron verlor. Seit 1893 sind die Inseln Republik.

Die Zahl der Eingeborenen nimmt ständig rapide ab. Im Jahre 1778, als die ersten Weißen in Hawaii erschienen, betrug die Zahl noch 300 000. Gegenwärtig leben auf den Inseln kaum noch 20 000 Eingeborene. Dafür strömen jedes Jahr immer neue Scharen Einwanderer aus allen Weltteilen nach Hawaii. Im Jahre 1925 ergab die Volkszählung folgende verblühende Ziffern: Eingeborene 19 800; Japaner 113 500; Chinesen 23 400; Portugiesen 24 800; Bewohner der Philippinen 23 000; Amerikaner, Engländer, Deutsche und Russen 25 000 Mann. Eine der Hauptursachen des Aussterbens der Eingeborenen sind die von den Fremden hier eingeführten Krankheiten, unter denen Lepra, Rheumatismus und Difterie an erster Stelle stehen.

Das Land ist so fruchtbar, daß die Eingeborenen verhältnismäßig wenig zu arbeiten brauchen, um ihren be-

stehenden Lebensunterhalt zu verdienen: Tarowurzel, Brotbäume und Kokospalmen decken ihre Bedürfnisse in hinreichendem Maße. Das Taro wird auf Feldern angepflanzt, die mit kleinen Kanälen durchzogen, die Erde das ganze Jahr hindurch in einem moorartigen Zustande erhalten. Ähnlich wie die Kartoffel, treibt dann dieses Gewächs eine dicke mehrlagige Knolle von respektablem Umfange. Die Taroknolle schmoren die Eingeborenen in sonderbaren, eigens hierzu angefertigten Erdböhrern durch Bedecken mit glühenden Steinen. Nach kurzer Zeit schon ergibt sich daraus ein Brei, der in lange Blätter gewickelt, in Gärung übergeht und einen angenehmen säuerlichen Geschmack erhält. Ein einziger Acker mit solcher Tarowurzel besflänzt, genügt vollkommen, um eine Familie auf Lebenszeit zu ernähren.

Was nun die Kokospalme anbelangt, so ist sie entschieden der wichtigste Baum aller Südseeinseln. Da die noch grüne Nuss der Palme eine erfrischende Flüssigkeit, die bekannnte Kokosmilch liefert, ersetzt sie den wasserarmen Koralleninseln teilweise sogar das Wasser. Der Kern der reifen Nuss ist sehr nahrhaft und gibt eine Menge Öl. Außerdem liefert jede Kokospalme 3 bis 4 Pfund des sogenannten Palmweines. Frisch abgezogen ist er kühlend und labend, nach wenigen Stunden aber fängt er an zu gären, wird sauer und wirkt berauschend. Doch auch sonst ist die Kokospalme für die Eingeborenen ein äußerst wertvoller Baum: aus den Schalen der Nüsse verfertigen sie sich Geschirr und Trinkbecher; aus dem Baße drehen sie Stride, aus den großen Blättern des Baumes verfertigen sie ihre Segel, flechten Körbe und Matten und decken mit ihnen die Dächer ihrer Hütten. Der Stamm der Palme schließlich dient ihnen zum Bau der Hütten und Boote.

Im Jahre 1898 wurden die Hawaii-Inseln von den Amerikanern annektiert und sind seit 1900 amerikanisches Besitztum. Die Hauptausfuhrartikel der Inseln sind Zucker und Bananen. Im Jahre 1926 betrug die Einfuhr 90 Millionen Dollar, während die Ausfuhr die Gesamtsumme von 180 Millionen Dollar erreichte.

Honolulu, die Hauptstadt der Hawaii-Inseln, hat 83 000 Einwohner. Sie liegt malerisch eingebettet zwischen Gärten und Apfelsinenwäldern und gewährt vom Meere aus einen überaus reizvollen Anblick. Über der Stadt erhebt sich ein riesiger ausgebrannter Krater, an den sich die „Perlen-Seen“, Reste früherer Geiser, anschließen. Die Stadt ist ganz nach amerikanischem Muster eingerichtet und besitzt alle Annehmlichkeiten einer großen Stadt: Elektrizität, Kanalisation, gutfunktionierende Eisen- und Straßenbahnen, Telefon und Radio. Täglich erscheint eine große Anzahl Zeitungen in den verschiedenen Sprachen. Die Landessprache ist noch hawaiisch, Schulwesen, Münze und Gewicht amerikanisch.

Die Häuser sind zumeist leichte Holzhäuser, mit Veranden versehen, doch auch massiv ausgeführte Steinbauten wie beispielsweise Kirchen, Steueramt, Regierungsgebäude und künstlerisch ausgeführte Paläste, sind in reichlicher Anzahl vorhanden. An den Ecken stehen hier und da große Anschlagstempel in hawaiischer Sprache, über den Läden leuchten grellfarbige Firmenschilder. Uniformierte Soldaten schlendern umher, in bunte Rattune gekleidete Eingeborene sitzen gruppenweise am Ufer. Interessant ist der große, reich mit Fleisch, Fischen und Gemüse vollbesetzte Marktplatz mit seinem bunten Gewimmel von Vertretern der verschiedensten Völker und Rassen, dem die überall zahlreich aufstehenden Kokospalmen erst das richtige exotische Gepräge verleihen.



Die Welt der Frau



Vom Pflichterfüllen und Sichrühen.

Was wir unsere Kinder lehren müssen.

„Mein Kind soll eine glückliche und sorgenlose Jugend haben!“ so denkt und wünscht es wohl jede liebevolle Mutter. Sie weiß, daß sonnige, frohe Kindertage ihr helles Licht über ein ganzes Menschenleben werfen. Nicht umsonst kann man fast bei allen eigenbrödlischen, verbitterten, unharmonischen usw. Menschen feststellen, daß sie eine schwere und vor allem liebe — und freudenarme Jugend gehabt haben. Eine glückliche Kinderzeit ist das schönste Geschenk und das größte Glück, das wir unseren Kindern schenken können.

Aber diese liebevolle Fürsorge der Mutter, die ihr Kind mit aller Zärtlichkeit umgibt und ihm sein kleines Leben im Rahmen der Möglichkeit und Zuträglichkeit so recht schön gestalten möchte, darf nicht in Verwöhnung und Verweich-

lichung ausarten, denn damit erweist sie weder sich selber noch dem Kinde einen Gefallen. Wie oft kann man es z. B. beobachten, daß die kleinen Lernanfänger in der Schule sich noch nicht alleine an- und aussprechen können, weil eine allzu liebevolle und sorgliche Mutter sie noch nicht an Selbstständigkeit gewöhnt hat. „Ach, das Kind ist ja noch so klein“, denkt manche Mutter in solchem Falle, „warum soll es sich damit quälen, Knöpfe und Besteln zu schließen, Schuhe zuzuschüren u. dergl. mehr! Später muß es sich noch genug plagen!“ Oft ist der Grund, warum die Mütter ihre Kinder derart verwöhnen, freilich auch eine gewisse Ungebild. Die kleinen ungelübten Finger bringen all' die verschiedenen Verzierungen naturgemäß nur erst langsam fertig, und die Mutter, die alle Hände voll zu tun hat und mit jeder Minute geizen muß, hat nach kurzem Zuschauen gewöhnlich: „Gib her, das dauert ja zu lange! Ich mach' es dir schon, dann geht es schneller!“ Ich habe einen neunjährigen Jungen ge-

kannt, der noch gewöhnt war, von der Mutter an- und ausgeleitet zu werden, der sich kein Butterbrot zurechtzumachen und sich keine Speisen aus der Schüssel auf den Teller zu tun wußte, weil immer, wenn er mal irgend welche Selbständigkeitsgelüste zeigte, die rasche Mutter schon zugriff und sagte: „Tunge, bis du damit aufstehst kommst, habe ich es schon dreimal gemacht!“ Natürlich war diese Taktik der Mutter absolut falsch; der Junge traute sich zuletzt selber nichts mehr zu, und es war durchaus kein Wunder, daß er, der natürlich in der Schule als Hänschen Imverlich verachtet wurde, sein Leben lang ein ungeschickter und unselbständiger Mensch blieb. Das Montessori-Prinzip und auch das unserer deutschen Fröbel- und Fritsch-Kindergärten ist gerade die frühzeitige Ausbildung der Geschicklichkeit beim Kinde zu seinem eigenen Besten. Nicht jede Mutter ist in der glücklichen Lage, ihr Kind in einen solchen neuzeitlichen Kindergarten oder -Hort zu schicken, um so mehr sollte sie aber „Montessori“ und „Fröbel“ im eigenen Hause als Schutzgeister wählen und ihr Kind frühzeitig zur Erfüllung aller kleineren Arbeiten und Pflichten anhalten, auch wenn dies zunächst einen gewissen Zeitverlust bedeutet.

Oder ein anderes Bild: „Fritschen“ ruft die Mutter dem im Garten spielenden Kinde zu, „du mußt zum Bäcker laufen und mir Brot holen!“ Aber Fritschen spielt gerade so wunderschön an seinem Sandhaufen und bezieht keinerlei Lust, den kleinen Versorgungsgang für die Mutter zu erledigen. Soll sie nun darauf bestehen, oder soll sie ihn gewähren lassen? Sie entschließt sich für dieses. „Laß ihn doch spielen“, denkt sie, „bald genug kommt die Zeit, in der er nicht mehr spielen kann!“ Und sie hastet selber zum Bäcker, obgleich ihr der Gang einen schwer wieder einzuholenden Zeitverlust bedeutet. Hat sie recht gehandelt? Sicher nicht! Gewiß, man soll spielende Kinder so wenig wie möglich stören; man soll sie vor allen Dingen nicht unnützlich aus dem Gleichmaß ihrer Beschäftigung reißen. Arbeitszeit und Spielzeit sollen geregelt sein und möglichst unverändert bleiben. Mit vielem Dazwischenschalten und Wechseln macht man die Kinder nur nervös, unzufrieden und zerfahren. Aber andererseits muß im Notfall, d. h. wenn die Mutter wirklich schnell eine Hilfe braucht, im Kinde unbedingt das Gefühl wach sein, daß die Pflicht vor dem Vergnügen kommt. Viele Mütter scheuen sich, das Kind zu selbst leichten, kleinen Hilfeleistungen heranzuziehen, ihm seine später in der Schulzeit ohnehin knappe Freizeit zu beschränken und seine Kräfte zu beanspruchen. Sie können sich allein durchhelfen, sagen sie, und das Kind soll es gut haben! Freilich, das ist verständlich, und doch sollte die Mutter eines bedenken: das Kind, das nie zur Mithilfe herangezogen wird, bekommt kein Gemeinschaftsgefühl, und es wird später im Leben ein Egoist sein; den niemand liebt, und dem auch niemand gern hilft, weil er seinerseits nicht hilfsbereit ist. Von kleinauf sollte das Kind darauf hingewiesen werden, daß z. B. im Haushalt jeder Mensch ein gewisses Maß von Arbeit verursacht und daß er das Seine dazu beitragen muß, dieses Maß von Arbeit zu verringern, sich selber zum Nutzen und der Mutter, die für alle da ist und sich für alle plagt, zuheben.

Wenn wir Mütter darauf bestehen, daß unsere Kinder ein gewisses Maß von Pflichten übernehmen, Hilfsbereitschaft üben und sich in ein Hausgefehl fügen lernen, so handeln wir nicht aus Egoismus und Bequemlichkeit, sondern wir tun Gutes an unseren Kindern. Die Sonne und Freude in ihren Jugendtagen darf und soll dadurch nicht beeinträchtigt werden, und das braucht auch nicht zu geschehen. Eine nachdenkliche Mutter wird schon das richtige Wie und Wann zu finden wissen. Aber es ist für die Kinder von ungeheurer Werte, wenn sie frühzeitig den Segen des Wortes: „Erfüllte Pflicht!“ kennenlernen! Mutter Gustel.

Das Geheimnis der Seide.

Von Thea Reimann.

In Paris weiß man noch einigermaßen Bescheid. Denn bereits in Lyon wird Seide gebaut. In Rom ist es eine Selbstverständlichkeit. Bei uns jedoch —? Ich glaube nicht, daß die Frau, wenn sie die seidenen Gespinne anlegt, sich über Herkunft und Entstehung ihrer Kostbarkeit ganz im klaren ist. Weniger um zu belehren, sei hier das Mysterium der Seide aufgespürt, als um ein Echo zu erwecken für die seltsamen, wunderbaren und geheimnisvollen Zusammenhänge unserer ewig geheimnisvollen Welt.

Die Heimat der Seide ist — wie die Heimat der meisten schönen Dinge — Japan. Ein Karthäusermönch, Italiener von Geburt, war es, der sich dahin verirrte, das Wort Gottes zu lehren, und auf dem Heimweg ein Weniges von der Brut des Seiden spinners mitnahm. Der ökonomisch denkende

Mönch hatte ebenso wie der Mikado das alte Geschäft erkannt und schmuggelte die Brut (auf deren Ausführung der Kaiser, dem das Monopol gehörte, Todesstrafe gesetzt hatte) in einem ausgehöhlten Wanderstod über die Grenze. In seine Heimat zurückgelehrt, lehrte er die Klosterbrüder die Seidentrauzucht, und diese teilten ihre Wissenschaft selbstlos allem Volke mit. Das geschah gegen Ende des Mittelalters. Heute ist die Zucht von Seidenraupen in Italien und Südranreich ein Gewerbe, das vielen Tausenden ihr Brot und den nicht ausschließlich bescheidenen Belag dazu einbringt.

Frauen und Kindern liegt es ob, sich einen Monat im Jahre der Pflege der Raupen zu widmen, und den Ertrag ihrer Arbeit ernten sie sozusagen in gesponnenem Golde. Mit dem Ausbrüten der Eier wird Ende April begonnen. Begüterte Familien benutzen eigens dazu konstruierte Brutkästen. Bei weniger begüterten herrscht die reizvolle Sitte, daß die Mädchen und jungen Frauen die Brut in kleinen Beuteln zwischen der Brust tragen und sie mit der Wärme ihres Körpers ausbrüten. Den winzigen Eiern entschlüpfen winzige mattweiße Raupen. Man ernährt sie zunächst mit feingekleinerten Maulbeerblättern, später mit ganzen Maulbeerzweigen. Auf klagen Hürden sitzen sie Leib an Leib, und Tag und Nacht hört man das surrende Geräusch ihres Ragens. Anfang Juni, wenn die südliche Landschaft in voller Pracht steht, alles am üppigsten grünt und blüht, tragen die Maulbeerbäume, ihres Blattwerks und ihrer Zweige beraubt, nur noch knorrige Stämme und einige dicke kahle Äste, traurig in die Sonne, die sie zu neuem Leben erwecken soll. Unterdes reifen die Raupen ihrer Bestimmung zu. Nach vier Wochen sind sie so stark wie ein kleiner Finger und ebenso lang; weiß und durchsichtig wie glanzloses Porzellan, höckerig-barock wie Fabeltiere auf altjapanischen Holzsnitten. Nun ist es Zeit, daß man die Maulbeerzweige mit trockenem Olivengeist vertauscht (oder Seidenkraut), die Räume verdunkelt, die Hürden mit Papier bedeckt. Nun beginnen die Raupen ihr geheimnisvolles Werk.

Sie ziehen feine Fäden wie die Spinnen. Ein solcher Faden wird viele hundert Meter lang, und sie weben ihn so fest, daß jene pergamentartige Materie entsteht, die den etwa eierschalenartigen goldgelben Kokon bildet. In diesen Hüllen schlummern sie acht bis zehn Tage ihrer Verwandlung entgegen. Aber nur einige Auserwählte dürfen ihr seidenes Gefängnis als dicker, weißer, nachsalzartlicher Schmetterling zersprengen, und diese wenigen auch nur, um die Brut für das nächste Jahr zu liefern. Die große Masse der Kokons wandert in riesige, an Kaffeestöpselmaschinen erinnernde Trommeln, die bei großer Hitze stets gleichmäßig gedreht werden, womit man die in der Metamorphose begriffenen Insekten abtötet. Von den Grohhändlern, die die grausamen Trommeln benutzen, gelangen die leblosen Kokons in hohe Obstkörbe verpackt an die Seiden Spinnereien, wo sie der Größe und Farbe nach (von goldgelb bis mattweiß) sortiert werden und ihnen das äußere Fadengewirr, das sie am Olivenzweig befestigte, abgezupft wird (es wird nicht selten zum Stopfen von „Daunendeden“ verwendet, die überaus weich und leicht sind), bis der eigentliche Seidenfaden beginnt, den abzuwickeln schließlich Maschinen übernehmen. Maschinen besorgen sodann das Spinnen und Weben und fertigen als erstes Produkt das, was man Rohseide nennt. Das Färben und Glätten, mit dem man am Ende zur „richtigen“ Seide kommt, ist wiederum Maschinenarbeit und weder poetisch noch sonderlich interessant.

Werden Sie, geneigte Leserin, künftig ein wenig jener fleißigen, durchaus nicht häßlichen kleinen Tiere gedenken, die alle für Sie arbeiteten und um Ihrer Schönheit willen ihr Leben lassen mußten, jener Mädchen und jungen Frauen, die die Brut an ihrem Herzen trugen, und jenes ebenso scharfsinnigen wie mühtigen Karthäusermönches, der es wagte, den Sohn der Sonne zu hintergehen, und der sein Leben aufs Spiel setzte . . . auch für Sie —?!

Kleine Rüsse im Haushalt.

Fenster und Spiegelscheiben. Schmutzige Fensterscheiben, Spiegelscheiben und sonstige Gegenstände aus Glas werden sauber, wenn man dieselben vor dem eigentlichen Putzen mit Wasser, dem etwas Brennspritus beigegeben ist, mit einer durchgeschnittenen Zwiebel abreibt.

Das Aufbohren von Tischplatten, Stuhlbeinen usw. erleichtert man sich, indem man das Bohrerwachs auf eine zuvor mit Terpentin befeuchtete Sode dünn aufstreicht, die Sode über die Hand streicht, und damit das Holz heftig reibt. Am anderen Tage wiederholt man das Verfahren mit einer reinen Sode zum Zwecke des Nachpolierens. Es ergibt sich ein schöner Glanz.